

13. November 2007

Prof. Matthias Kleiner,  
Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG),

**»Wissenschaft im Wettbewerb«**

in der öffentlichen Vortragsreihe

**Die Universität der Zukunft**

Hochschulpioniere und Wissenschaftsmanager zu Gast an der  
Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

und der Vortragsreihe

**perspective lectures**

der Universität Frankfurt und sanofi-aventis

Meine Damen und Herren,

erlauben Sie mir bitte, dass ich mit einer kurzen Geschichte beginne, die ich sehr gerne erzähle – auch wenn einige von Ihnen sie vielleicht ja schon kennen:

**Prolog**

Nachdem Gott die Welt erschaffen hatte, nach vier oder fünf Tagen harter Arbeit, besah er sich sein Werk und er war recht zufrieden. Doch irgendetwas fehlte noch, um dieses Werk wirklich perfekt zu machen. Also ging Gott noch einmal an die Arbeit. Es wurde Nacht, es wurde Tag, und dann hatte Gott es: ein Wesen, mit Intelligenz und Klugheit, mit Fantasie und Einfallsreichtum. Und Gott nannte es – Sie haben es sicher bereits erahnt – er nannte dieses Wesen Professor! Heute würden wir allerdings sagen: Professorin und Professor.

Der Teufel, der schon die ganze Zeit eifersüchtig auf Gottes Werk geblickt hatte, platzte nun aber wirklich fast vor Wut. Was sollte er diesem vollendeten Wesen entgegensetzen? Dieser Gelehrtheit? Diesem Scharfsinn? Dieser Eleganz? Es wurde Nacht, es wurde Tag, und plötzlich hatte der Teufel eine Idee - seine Idee. Er konzipierte und konstruierte, kreierte und optimierte. Und dann stand da das Werk des Teufels: Der Herr Kollege. Heute würden wir allerdings sagen: Frau Kollegin und Herr Kollege.

Meine Damen und Herren, so kam wohl der Wettbewerb in die Wissenschaft.

Sehr geehrter Herr Präsident Steinberg,  
sehr geehrter Herr Vizepräsident Müller-Esterl,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,

„Wissenschaft im Wettbewerb“, das ist das Thema, über das ich heute zu Ihnen sprechen möchte. Folgt man Adam Smith, dem Vater der Nationalökonomie, bedeutet Wettbewerb das Streben des einzelnen nach Gewinnmaximierung. Diese selbstsüchtigen Motive, so Smith, sind wichtige Triebkräfte für Fortschritt und Wohlstand. Der Wettbewerb sorgt dafür, dass alle Konkurrenten zu Höchstleistungen angespornt werden. Soweit die Theorie! Aber passt diese Theorie auf Wissenschaft, die im Wettbewerb steht? Oder funktioniert der Markt der Wissenschaften nach anderen Regeln?

### **Wettbewerb und Kooperation**

Eines ist stimmt: Wir Forschenden stehen immerzu im Wettbewerb. Das weite Feld der Wissenschaft ist keines, auf dem man sich lange ausruhen darf. Hervorragende Ergebnisse in der Wissenschaft entstehen nur im Spannungsfeld ständiger Konkurrenz und Erneuerung.

Und um es noch einmal auf die Geschichte des Professors und seines Kollegen zurückzuführen: Im Wettbewerb der Wissenschaft geht es auch ein wenig um Eitelkeit. Denn ich möchte besser sein als mein Kollege und meine Kollegin, so dass Eitelkeit den Wettbewerb verstärkt! Der Wettbewerb spornt uns zu Höchstleistungen an, soweit kann man Adam Smith folgen.

Über diese wohl etwas triviale Form des Wettbewerbs hinaus geht der eigentliche Wunsch, der die Wissenschaft vorantreibt. Der Wunsch weiterzukommen, Neuland zu betreten, Neues zu denken - dieser Wunsch nach neuen Erkenntnissen steht immer wieder am Anfang jeder exzellenten wissenschaftlichen Leistung. Er ist der treibende Motor der Entwicklung. Forschungsergebnisse, Hypothesen, Theorien müssen bestehen im Wettbewerb der Experten. Nur dann sind diese exzellent.

Max Weber hat in seiner großartigen Rede „Wissenschaft als Beruf“ gesagt: *„Jeder von uns dagegen in der Wissenschaft weiß, dass das, was er gearbeitet hat, in 10, 20, 50 Jahren veraltet ist. Das ist das Schicksal, ja: das ist der Sinn der Arbeit der Wissenschaft, dem sie, in ganz spezifischem Sinne gegenüber allen anderen Kulturelementen, für die es sonst noch gilt, unterworfen und hingegeben ist: jede wissenschaftliche „Erfüllung“ bedeutet neue „Fragen“ und will überboten werden und veralten.“* Soweit Max Weber.

Der wissenschaftliche Wettbewerb ist daher ein Wettbewerb mit eigenen Regeln. In diesem Wettbewerb ist nicht jeder bestrebt, seine eigene Position zu verteidigen. Sondern in diesem Wettbewerb strebt jeder danach, sich auch selbst und seine Ergebnisse immer wieder in Frage zu stellen und zu verbessern, seine eigenen Ergebnisse erneut zu überprüfen und weiterzuentwickeln. Man steht also nicht nur mit seinen Konkurrenten in Wettbewerb, sondern auch mit seinen eignen Ideen. Wie Max Weber sagt: Wissenschaft will überboten werden.

Wenn Wettbewerb in der Wissenschaft die eine Seite der Medaille ist, dann ist Kooperation die andere. Der fachliche Diskurs ist für den allein Forschenden ebenso notwendig und selbstverständlich wie für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die große Fragestellungen im Verbund bearbeiten. Dabei arbeiten nicht nur die Natur- und Lebenswissenschaft-

ten interdisziplinär. Längst haben auch die Geisteswissenschaften die Grenzen zu anderen Wissenschaftsgebieten überschritten.

Moderne Wissenschaft wendet sich ihren Forschungsgegenständen nicht mehr nur aus dem Blickwinkel eng umschriebener Disziplinengrenzen zu, sondern gelangt über die Verknüpfung unterschiedlicher Fachperspektiven und Arbeitsmethoden zu einem umfassenderen Zugriff und Verständnis wissenschaftlicher Fragestellungen. Wissenschaft steht also im Miteinander von Wettbewerb und Kooperation.

Wie wir, also die Universitäten und die Forschenden, und mithin die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die DFG, diesen kooperativen Wettbewerb gestalten wollen und müssen, welche Rahmenbedingungen dieser Wettbewerb hat, und was die einzelnen Akteure und vor allem die Universitäten tun können, um in diesem Wettbewerb erfolgreich zu sein, darüber möchte ich mit Ihnen in dieser Perspective Lecture diskutieren. Und es würde mich sehr freuen, wenn es nach meinem Vortrag, der nicht allzu lang werden soll und nur einige Aspekte ansprechen kann, noch genügend Zeit für eine Diskussion gäbe.

### **Exzellenzinitiative**

Lassen Sie mich zunächst mit dem Wettbewerb beginnen, der die deutsche Wissenschaftslandschaft insgesamt, speziell aber einige tausend Antragstellerinnen und Antragsteller, die meisten Hochschulleitungen, alle Wissenschaftsministerien, viele Gutachterinnen und Gutachter vor allem aus dem Ausland, Kommissionen und Ausschüsse, aber auch die DFG und den Wissenschaftsrat mit unseren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in den vergangenen mehr als zwei Jahren in Atmen gehalten hat: Mit der Exzellenzinitiative.

Aber ich muss Ihnen sagen, dass ich dieses Thema heute nur sehr ungern anspreche. Denn in der DFG-Geschäftsstelle in Bonn haben wir nach dem 19. Oktober verabredet, zur eigenen Erholung das Wort „Exzellenz“ mindestens für einige Wochen nicht mehr freiwillig in den Mund zu nehmen. Aber gut, wir sind ja nicht in Bonn, sondern in Frankfurt.

Und hier in Frankfurt gratuliere ich Ihnen von ganzen Herzen, denn Sie haben mit zwei Clustern aus dem Lebenswissenschaften und einem aus den Geistes- und Sozialwissenschaften Ihre Position als forschungsstarke Universität bewiesen und den Standort Frankfurt in der Wissenschaftslandschaft gestärkt. In den kommenden fünf Jahren werden insgesamt mehr als 100 Millionen Euro aus dem gemeinsamen Programm von Bund und Ländern nach Frankfurt fließen. Mein Glückwunsch geht ganz besonders an die erfolgreichen Antragsteller. Sie haben sich gegen eine harte Konkurrenz durchgesetzt und bewiesen, dass Sie auf Ihrem Forschungsgebiet wirklich exzellent sind.

Gerade im Jahr der Geisteswissenschaften hat die Johann Wolfgang Goethe-Universität mit dem Cluster „Die Herausbildung normativer Ordnungen“ gezeigt, dass auch die Geistes- und Sozialwissenschaften in großen Forschungsverbänden arbeiten können und wollen. Philosophen, Politologen, Ökonomen, Rechtswissenschaftler, Kulturethnologen und Historiker gehören in den kommenden fünf Jahren dazu, ebenso wie unsere verehrte Frau Kollegin Schorn-Schütte. Sie möchte ich - einmal nicht als DFG-Vizepräsidentin - zitieren: „Wir haben in Frankfurt zeigen können, wie Geisteswissenschaftler mit vernetzter Großforschung sinnvoll umgehen können und wir haben bewiesen, dass die Frankfurter Sozial- und Geisteswissenschaften gemeinsam kreative Forschung betreiben können.“ Herzlichen Glückwunsch!

Bereits in der ersten Runde der Exzellenzinitiative hat die Universität Frankfurt ihre exzellente Position in den Lebenswissenschaften unter Beweis gestellt. Lieber Herr Müller-Esterl, ich gratuliere Ihnen als Sprecher stellvertretend für alle Beteiligten zum Cluster „Makromolekulare Komplexe“, das den international renommierten Bereich der Strukturbiologie stärken wird.

Auch das Exzellenzcluster „Herz-Lungen-System“ an den Universitäten Frankfurt und Gießen war bereits 2006 erfolgreich. Hier arbeiten bereits seit langer Zeit sehr erfolgreiche klinische und experimentelle Arbeitsgruppen und sie finden nun zu einem translationalen Forschungszentrum zusammen. Lieber Herr Kollege Seeger, ich wünsche Ihnen für dieses wichtige Projekt viel Erfolg! Sehr gerne hätte ich heute auch und ganz besonders dem leider viel zu früh verstorbenen Rudi Busse gratuliert – wir haben ihm viel zu verdanken!

Meine Damen und Herren, ich bin bei allen drei Clustern neugierig und gespannt, welche Ergebnisse Sie uns im Laufe der nächsten fünf Jahre präsentieren können. Denn die Gewinner der Exzellenzinitiative dürfen sich ja nicht bereits jetzt auf Ihren Lorbeeren ausruhen. Vielmehr dürfen sie nun erst richtig an den Start gehen. Und dies betrifft vor allem auch die dritte Förderlinie, die Zukunftskonzepte, deren erfolgreiche Antragsteller ja nicht von einem auf den anderen Tag zur Eliteuniversität mutieren. Hier hat der Wettbewerb im Wettbewerb erst begonnen, welche Hochschule in den nächsten 10 bis 15 Jahren zur internationalen Spitzengruppe zählen wird.

Die vorerst letzten Förderentscheidungen der Exzellenzinitiative sind am 19. Oktober in Bonn gefallen. In zwei Jahren wurden 580 Antragskizzen und 180 Vollanträge begutachtet, beraten und entschieden. Insgesamt hat der Bewilligungsausschuss in den drei Förderlinien die Finanzierung von 39 Graduiertenschulen, 33 Exzellenzclustern und 4 Aufstockungen von DFG-Forschungszentren sowie 9 Zukunftskonzepte beschlossen. Für die Förderung der an insgesamt 36 Hochschulen angesiedelten Initiativen stehen 1,9 Milliarden Euro zur Verfügung. Soweit die Fakten.

Die Entscheidungen der Exzellenzinitiative wurden in den Medien ja bereits eifrig diskutiert. Ein besonderer Kritikpunkt an den Entscheidungen im Oktober war das nicht sehr gute Abschneiden der Universitäten in verschiedenen Regionen Deutschlands. Aber, zum Grundkonzept der Exzellenzinitiative gehörte, dass auf föderalistische Momente keine Rücksicht genommen werden sollte. Und wenn wir nach regionalem Proporz und mit numerischer „Gerechtigkeit“ hätten entscheiden wollen, dann hätten statt vieler internationaler Gutachter und anstrengenden Kommissionssitzungen ein Geograph und ein Statistiker genügt. Nun aber haben Wissenschaftler auf der Basis wissenschaftlicher Anträge und Begutachtungen Förderempfehlungen ausgesprochen. Und Wissenschaft und Politik haben intensiv und offen darüber diskutiert und gemeinsam rein wissenschaftsgeleitete Entscheidungen getroffen, die nun weit reichende Auswirkungen haben werden.

Denn mein persönlicher Eindruck ist, dass mit der Exzellenzinitiative nicht nur die Vorstellung aufgegeben wurde, alle Universitäten seien gleich. Durch die Universitäten ist wirklich der vielzitierte „Ruck“ gegangen. Schon nach der ersten Runde im vergangenen Jahr hat sich die deutsche Forschungslandschaft wahrnehmbar verändert. Durch die Exzellenzinitiative wurden die Universitäten angespornt, ihre jeweilige Qualität sichtbar zu machen, Schwerpunkte zu setzen, ihr Profil zu schärfen und sich strategisch zu positionieren.

Mein Bild einer zukünftigen Wissenschaftslandschaft in Deutschland ist nicht das einer Wüste mit einigen wenigen Leuchttürmen. Leuchttürme hätten ja in einer Wüste auch

kaum eine Funktion. Vielmehr wird mit der Exzellenzinitiative die Entwicklung einer vielfältigen, profilierten Spitzenforschung in einer großen fachlichen Breite weiter voran getrieben. Es ist eher - ohne hier wirklich geographisch zu sprechen - das Bild der Alpen, das ich für die Deutsche Forschungslandschaft habe. Neben einigen Viertausendern, haben wir auch attraktive Zwei- und Dreitausender. Ich will damit sagen, Spitzenforschung findet nicht alleine an den in der dritten Förderlinie erfolgreichen Universitäten statt, sondern auch an Universitäten, die sich mit Clustern und Graduiertenschulen durchsetzen konnten oder auch etwa in Sonderforschungsbereichen. Diversity in Science!

Die Exzellenzinitiative beweist nicht nur, wie leistungsfähig die deutschen Hochschulen, die außeruniversitären Forschungseinrichtungen und das Wissenschaftssystem insgesamt sind. Sie hat auch viele Schwachstellen offen gelegt und Wege zu deren Beseitigung aufgezeigt. Sie hat auch eine Dynamik ausgelöst vor allem an Universitäten, aber auch an außeruniversitären Einrichtungen, sich stärker zu vernetzen, sich strategischer auszurichten, sich zu modernisieren, internationaler zu arbeiten und den „human factor“ stärker zu berücksichtigen. Die Bundesregierung und die Länder haben durch die Exzellenzinitiative und ihre Finanzierung diese Dynamik möglich gemacht, wofür wir als Forschungsförderer dankbar sind.

Vor allem hat die Exzellenzinitiative zu einer international sehr großen Sichtbarkeit der deutschen Forschung geführt. Die Exzellenzinitiative wird im Ausland wie kaum eine andere forschungspolitische Entwicklung der letzten Jahre wahrgenommen. Mit Freude stellen wir fest, wie groß das Interesse an Deutschland als Wissenschaftsstandort ist. Ich war in den vergangenen Monaten mehrmals in den USA und Kanada und ich konnte in zahlreichen persönlichen Gesprächen erfahren, dass es für ausländische Wissenschaftler, aber auch für deutsche Wissenschaftler im Ausland durchaus eine höchst interessante Option ist, an einer Graduiertenschule oder einem Exzellenzcluster mitzuwirken.

### **Fortsetzung und Weiterentwicklung der Exzellenzinitiative**

Nun nach den Entscheidungen im Oktober ist die Exzellenzinitiative erst einmal beendet. Wenn wir aber bereits jetzt schon sehen, wie groß der Erfolg dieser Initiative ist, muss uns allen die Nachhaltigkeit der Exzellenzinitiative sehr am Herzen liegen. Die Zyklen von erfolgreicher Grundlagenforschung sind deutlich länger als fünf Jahre und der angestoßene Strukturwandel benötigt mehr Zeit. Daher benötigen die ausgewählten Graduiertenschulen, Exzellenzcluster und Zukunftskonzepte mehr Zeit zur Entfaltung - natürlich dann in Konkurrenz mit nachdrängenden, neuen Initiativen. Denn auch weitere Spitzenleistungen und die hohe Dynamik des Wettbewerbs müssen sich voll entwickeln können.

Meine Damen und Herren, dauerhafte Exzellenz braucht dauerhaften Wettbewerb. Inzwischen haben Frau Ministerin Schavan für den Bund und die Kultusministerkonferenz für die Länder eindeutig ihre Absicht erklärt, die Exzellenzinitiative fortzusetzen. Ich gehe davon aus, dass es 2009 eine neue Bund-Länder-Vereinbarung geben wird und wir danach erneut ausschreiben können. Natürlich müssen bei einer Fortsetzung der Exzellenzinitiative Zielsetzung, Kriterien und Verfahren kritisch reflektiert werden, und genau damit fangen wir bereits jetzt an.

### **Gewinner und Verlierer**

Gerade im Hinblick auf die vorerst letzte Runde der Exzellenzinitiative liegt mir aber noch ein ganz wesentlicher Aspekt von Wettbewerb am Herzen. Wir hatten in den Kommissionen und im Bewilligungsausschuss die schwierige Aufgabe der Unterscheidung zwischen

sehr gut und besser, um das Exzellente zu erkennen. Das wiederum bedeutet, dass die abgelehnten Anträge nicht schlecht sind, sondern sehr gut. Und sie haben es dennoch nicht in die Förderung geschafft – wie beispielsweise die Frankfurter Graduiertenschule FIRST auf dem Gebiet der translationalen Biomedizin. Wichtig ist nun für alle Beteiligten, dass aus einer kurzfristigen Enttäuschung nicht langfristige Frustration wird, sondern daraus Motivation für einen neuen Versuch in der Fortsetzung der Exzellenzinitiative entstehen kann. Ich freue mich, dass ich von Ihrem Rektor bereits lesen konnte, dass die Universität weiterhin hinter dem Konzept der Graduiertenschule steht. Und vielleicht machen Sie es ja wie wohl auch andere, die die vielen Potentialen dieser Initiativen in den anderen Förderverfahren der DFG nutzen.

### **Zukunftsplanung der Universitäten**

Meine Damen und Herren, mit Blick auf mein Thema „Wissenschaft im Wettbewerb“ hat die Exzellenzinitiative noch einen anderen entscheidenden Vorteil gebracht. Die deutschen Universitäten haben über ihre strategische Planung für die kommenden Jahre intensiv nachgedacht. Im Vorfeld der Entscheidungen hat mir beispielsweise ein Rektor sehr überzeugend aus seiner Hochschule geschildert, welchen großen Gewinn an Identität, an Klarheit und an Einigkeit man allein in den Diskussionen über die zukünftige Struktur, in der Entwicklung der Kooperationskonzepte und bei der Ausarbeitung der Anträge zur Exzellenzinitiative erzielt habe. Ich würde mir wünschen, dass solch strategische Überlegungen an allen Universitäten angestellt werden, gleichgültig, ob man nun erfolgreich war oder nicht.

Die Johann-Wolfgang-Goethe-Universität steht gerade vor einer der wichtigsten Reformen der letzten 50 Jahre – Sie werden zu einer Stiftung des öffentlichen Rechts und erhalten damit ein Höchstmaß an Autonomie. So können Sie in Zukunft flexibler auf die Bedürfnisse der Forschenden und Lehrenden der Universität eingehen und sich im internationalen Wettbewerb um die besten Köpfe strategisch positionieren. Ich freue mich, wenn wir im Anschluss noch Zeit haben, die Pläne Ihrer Universität intensiver zu diskutieren.

Im Grunde schließen Sie ja damit wieder an den großen Erfolg Ihrer Gründung vor 93 Jahren als erste Stiftungsuniversität Deutschlands an. Und genau die Erfolgsfaktoren von damals braucht es heute wieder: ein Engagement von Bürgern, Industriellen und Intellektuellen, in die Zukunft weisende Konzepte, Freiheit und die Ressourcen, diese Freiheit mit Leben zu füllen.

In den vergangenen zehn Jahren galt für die Universitäten meist eine andere Formel: Mehr Autonomie gleich weniger Geld. Mittelkürzungen wurden mit Freiheit erkaufte, wenn gleich diese Freiheit manchmal auch nur eine virtuelle war, während die Kürzungen ganz real blieben.

Wenn wir heute über eine größere Wissenschaftsfreiheit reden - und die Bundesregierung macht dies mit den Wissenschaftsorganisationen der Allianz sehr ernsthaft - dann muss allen Wissenschaftspolitikern klar sein, dass eine größere Wissenschaftsfreiheit und Wettbewerbsfähigkeit auch Geld kostet.

Besonders die wirklich in aller Breite erforderliche Verbesserung der Lehre kostet zunächst einmal viel Geld - ich sage einmal 20 bis 30 Prozent mehr in der Grundfinanzierung unserer Universitäten.

Zwar bewirkt auch hier die Exzellenzinitiative einiges: es werden etwa 5.000 Positionen für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Doktoranden und Techniker entstehen, wohl einige tausend Stellen für studentische Mitarbeiter und mehr als 400 Professuren auf W1, W2 und W3-Niveau. Und der Hochschulpakt bringt etwa 5.000 weitere Positionen.

Weitere Entlastungen - die hoffentlich für innovative Maßnahmen in Lehre und Forschung genutzt werden – kommen durch die so genannten Programmpauschalen, mit denen die von der DFG geförderten Forschungsvorhaben jetzt 20 Prozent ihrer jeweiligen Förder-summe zusätzlich erhalten – ab diesem Jahr die SFBs, Forschungszentren und Graduiertenkollegs und ab 2008 die neubewilligten Projekte in fast allen anderen Förderprogrammen. Daraus sollen indirekte Projektkosten, wie beispielsweise Wartungskosten für Versuchsanlagen, Mieten für Laborräume, Softwarelizenzen und andere Ausgaben finanziert werden. Da diese zentral und dezentral anfallen können, ist es aus meiner Sicht ratsam, auch die Programmpauschalen zentral und dezentral einzusetzen.

Der mit den Programmpauschalen erreichte Einstieg in die Vollkostenfinanzierung ist ein weiterer Anreiz für Hochschulen und außeruniversitäre Institute, ihre Forschungsaktivitäten zu intensivieren und national wie international sichtbarer zu werden. Dies gilt sowohl für die schon jetzt forschungsstarken Einrichtungen, wie die Universität Frankfurt, als auch für solche, die bislang mit geringerem Erfolg DFG-Mittel eingeworben haben. Auch so wird der Wettbewerb in der Forschung verstärkt.

Der jetzige Schritt kann aber nur der Anfang sein! Die tatsächlich anfallenden indirekten Programmkosten liegen in vielen Fächern und Projekten wesentlich höher als 20 Prozent. Und so gewähren viele Staaten einen deutlich höheren Overhead. In Großbritannien sind es durchschnittlich etwa 50 Prozent, in den USA sogar zwischen 70 und 90 Prozent. Deshalb meine ich, dass wir auch in Deutschland, allein schon wegen der internationalen Wettbewerbsfähigkeit, mittelfristig eine Erhöhung der Programmpauschalen auf durchschnittlich 40 Prozent benötigen.

Dies wird aber aus meiner Sicht nicht ausreichen, die seit Jahren chronische Unterfinanzierung aller Universitäten vor allem für ihre Lehraufgaben zu beenden.

Dazu kurz fünf Zahlen: je Student und Jahr stehen ohne Forschungs-Drittmittel zur Verfügung: Harvard 89.000 Euro, der ETH Zürich 44.000 Euro - jetzt werden Sie sagen: „Das ist international eine andere Klasse“. Aber lassen Sie mich mit öffentlichen Universitäten fortfahren: Die Ohio State University hat 25.000 Euro zur Verfügung, die Michigan State: 24.000 Euro und eine schon im oberen Bereich der deutschen Universitäten liegende Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt: etwa 8.200 Euro je Student und Jahr, wenn ich richtig gerechnet habe.

Hier wird keine Exzellenzinitiative für die Lehre Grundlegendes ändern können. Um die Verhältnisse in der Breite zu verbessern wird wohl eine Erhöhung der Grundfinanzierung der Universitäten um 20 bis 30 Prozent nötig sein. Erst dann werden wir für das deutsche Universitätssystem insgesamt in die Nähe der internationalen Wettbewerbsfähigkeit kommen können.

### **Wissenschaft im internationalen Wettbewerb**

Dennoch werden einzelne Universitäten auch aus eigener Kraft international mitwirken können, wenn sie in besonderer Weise strategisch denken und handeln. Und Ihr Schritt hier

in Frankfurt, wieder Stiftungsuniversität zu werden, verstehe ich als einen solchen strategischen Prozess.

Denn genau diese strategischen Prozesse werden in Zukunft darüber entscheiden, ob eine Universität das Standing hat, um im internationalen Wettbewerb eine Rolle zu spielen.

Ein sehr gutes Beispiel, wie sich eine Universität mit strategischen Überlegungen im Wettbewerb positionieren kann, lernte ich kennen, als ich kürzlich die University of Alberta in Edmonton besuchte. Die 1908 gegründete University of Alberta ist mit 400 Mio. Dollar Forschungsbudget eine der forschungsstärksten Universitäten Kanadas. Sie verfügt über eine geisteswissenschaftliche, eine natur- und eine ingenieurwissenschaftliche Fakultät, Medizin und Jura. Mit 36.000 Studierenden hat sie in etwa die Größe der Universität Frankfurt.

Besonders beeindruckt hat mich der Dekan der dortigen ingenieurwissenschaftlichen Fakultät, David Lynch, und die Art seiner Leitung dieser Fakultät. Die Fakultät ist mit 170 Mitgliedern die viertgrößte in ganz Kanada, mit über 50 Mio. Dollar an Drittmitteln ist sie stets Top 1 oder 2 in Kanada. In den letzten 10 Jahren wurde Großartiges erreicht: die Zahl der Undergraduate-Studierenden ging um 33 Prozent nach oben, die der Graduiertenstudenten um 140% - ein klarer Indikator für die Forschungsstärke der Einrichtung. Gleichzeitig stieg das Forschungsbudget um 400% und die Zahl der Wissenschaftler um 37%. 40 der neuen und sehr renommierten Canadian Research Chairs wurden eingeworben und besetzt. Die ingenieurwissenschaftliche Fakultät wurde um neue Räumlichkeiten für Forschung, Lehre und Büros von über 90.000 Quadratmeter erweitert.

Wie kommt es zu diesem Aufschwung? Geld allein kann es nicht sein, obwohl der neue Reichtum der Provinz ein großer Faktor ist, ebenso die starke Unterstützung der Industrie. Doch aus meiner Sicht ist es vor allem die exzellente Leitung der Universität und der Fakultät. Die neuen strategischen Ausrichtungen gehen in die Bereiche: Energie und Umwelt, Nanotechnologie, Information- und Kommunikationstechnik sowie die „biomedizinischen Ingenieurwissenschaften“, wie ich einmal den dort benutzten Begriff "*biomedical engineering*" übersetzen möchte.

Für diese Bereiche sind derzeit 100 Fakultätspositionen zu besetzen. Dabei geht die Fakultät nicht eng fachwissenschaftlich vor, sondern setzt Interdisziplinarität bereits in der Ausschreibung und Stellenbesetzung um. Es werden wenig Vorgaben gemacht, sondern es wird bei den Bewerbern bzw. Bewerberinnen eine Expertise in mehreren Gebieten vorausgesetzt, damit der interdisziplinäre Austausch bereits von Anfang an gesichert ist. Durch den Verzicht auf eine enge Denomination der Stellen wird ein fächerübergreifendes Arbeiten strukturell vorgegeben.

Dieser Mut zu Neuem hat mich fasziniert. Denn seien wir mal ehrlich: Wissenschaftlicher Fortschritt und insbesondere die großen Durchbrüche entsteht selten in der Mitte eines Fachgebietes, sondern häufig an den Rändern, wo sich Fächer mit anderen berühren oder gar überlappen. Eine exzellente Universität muss diesem Umstand Rechnung tragen und durch eine überlegte Berufungspolitik die Voraussetzungen für vernetzte Forschung über die Fächergrenzen hinweg schaffen.

### **Wettbewerb um den Nachwuchs**

Neben einer strategischen Berufungspolitik ist es vor allem die kluge und nachhaltige Förderung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, des so genannten Nachwuchses, die

für eine exzellente Universität kennzeichnend ist und ihr echte Wettbewerbsvorteile verschafft.

Wenn wir in dem Wettbewerb um die besten Köpfe erfolgreich agieren möchten, dann müssen wir den jungen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen das bieten, was sie am meisten brauchen: Neben guter Betreuung sind das die Freiheit, Ideen auszuprobieren, und Freiräume ohne den sofortigen Verwertungsdruck. Ich bin fest davon überzeugt, dass die Gewinnung des geeigneten wissenschaftlichen Nachwuchses die letztlich entscheidende Zukunftsfrage für uns alle sein wird. Denn die deutschen Forschungseinrichtungen konkurrieren ja nicht nur mit dem Ausland, wo viele Länder Wissenschaftler besser bezahlen können, sondern sie konkurrieren momentan auch mit einer wachsenden Wirtschaft und attraktiv bezahlten Posten in der Industrie. Wer heute als junger Mensch in der Forschung bleibt, der braucht schon eine gehörige Portion Idealismus.

Junge talentierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sagen uns trotz aller Widrigkeiten oft, dass sie bereit sind, in den Wettbewerb der Wissenschaft einzutreten. Und sie sind sich durchaus bewusst, dass dieser Wettbewerb harte Spielregeln hat. Neben der intellektuellen Leistung und einer hohen Motivation, ist in der Wissenschaft eine 60-Stunden Woche keine Seltenheit. All das nehmen junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen auf sich. Aber – so sagen uns junge Leute immer wieder – wir brauchen klare Perspektiven, eine Karriere muss nicht sicher, aber absehbar sein.

Wenn wir aber im internationalen Vergleich unserer Nachwuchskräfte – also die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen auf die sich unsere Hoffnung begründen, schlecht bezahlen, werden wir im internationalen Vergleich abgehängt. Im harten Wettbewerb um die besten Köpfe weltweit sind wir mit Vergütungssystemen TVL, TvöD oder der W-Besoldung nicht konkurrenzfähig. Der sogenannte Vergaberahmen für Zulagen bei der Hochschullehrer-Besoldung war schon bei seiner Einführung ein Anachronismus und verhindert jetzt erst recht, in Zeiten von Hochschulautonomie und Globalhaushalten, eine leistungsgerechte Bezahlung.

Und auch das sogenannte Besserstellungsverbot, das letztlich die Beschäftigten in allen Bereichen des öffentlichen Dienstes über einen Kamm schert, ist ein großes Wettbewerbshindernis sowohl nach außen, international, aber auch nach innen, zwischen den Universitäten und Forschungseinrichtungen.

Für mich sind diese Barrieren, diese Mauern, die kleinen Kästchen, ist dies alles auch Ausdruck einer tief sitzenden Störung in unserer Gesellschaft: Neid und Mittelmaß gehören eng zusammen, Erfolg ist suspekt, wird nicht vorbehaltlos gegönnt und bewundert.

Und wenn wir bemängeln, dass zu wenige junge Leute eine Karriere in der Wissenschaft anstreben und wir diese gleichzeitig schlecht bezahlen, dann ist das für mich absurd und eine Schande für eines der leistungsstärksten Länder dieser Welt.

Und ganz erschreckend wird es, wenn wir in der DFG davon hören, dass Universitäten ihren jetzt schon vorhandenen Spielraum in der Gewährung von tariflichen Zulagen oder höheren Eingruppierungen an Mitarbeiter in DFG-Projekten nicht ausschöpfen, selbst wenn dies die DFG bezahlt. Denn auch hier kann ein Wettbewerbsvorteil im Wissenschaftssystem genutzt werden.

Der TV-L enthält erstmals wissenschaftsspezifische Sonderregelungen, die die Arbeitszeit und die leistungsorientierte Bezahlung betreffen und den wissenschaftlichen Arbeitgebern eigenständige Regelungen erlauben. In von der DFG finanzierten Projekten werden die zusätzlichen Personalkosten vollständig durch die zur Verfügung gestellten Personalmittel abgedeckt. Ich kann daher nur an die Hochschulleitungen appellieren: Nutzen Sie diese Möglichkeiten. Denn wir werden in den nächsten Jahren – um die zukünftigen Herausforderungen zu bewältigen, aber auch um die Vorhaben der Exzellenzinitiative wirklich exzellent umsetzen zu können – kompetente und hervorragende junge Leute brauchen, die sich für den Weg in die Wissenschaft entscheiden. Wir dürfen bei allen strategischen Planungen auf keinen Fall die Menschen aus dem Blick verlieren!

### **Chancengleichheit**

Wenn es also bei der Wissenschaft im Wettbewerb vor allem auf die Menschen ankommt, müssen wir unbedingt auch unsere Wissenschaftlerinnen im Blick behalten. Denn die Karrierewege von Nachwuchswissenschaftlerinnen sind oft nicht nur steiniger als die ihrer männlichen Kollegen: Sie enden häufig auch früher, nicht zuletzt wegen des Spagats zwischen Beruf und Familie. Laut einer Erhebung des Statistischen Bundesamts sinkt der Anteil von Frauen über die akademischen Karrierephasen hinweg kontinuierlich. Liegt der Schnitt unter den Studierenden noch bei etwa 50 Prozent, beträgt er bei Professuren nur noch 14,3 Prozent. International ist der Anteil aber gut doppelt so hoch. Diese fehlende Gleichstellung von Mann und Frau in der Wissenschaft ist nicht nur ungerecht, sondern auch ein Verlust für die Wissenschaft: Es ist nicht zuletzt eine Verschwendung von intellektuellen Ressourcen. Anders gesagt: Chancengleichheit ist Chancennutzung!

Mir kommt dabei eine Geschichte in den Sinn, die ich vor kurzem über die österreichische Physikerin Lise Meitner (1878 – 1968) gelesen habe. Als sie sich nämlich nach dem ersten Weltkrieg habilitiert hatte behandelte sie in ihrer Antrittsvorlesung Probleme der kosmischen Physik. Ein anwesender Journalist, der mit dem Thema offensichtlich nichts anfangen konnte und vermutlich auch noch nie eine Antrittsvorlesung einer Physikerin gelauscht hatte, versah seinen Bericht mit dem Titel: „Lise Meitner über die Probleme der kosmetischen Physik.“ Gott sei Dank haben wir diese Phase bereits hinter uns. Wir Männer haben inzwischen gelernt, unseren Kolleginnen mehr zuzutrauen als Physikvorlesungen kosmetisch aufzubereiten.

Trotzdem gibt es immer noch zu wenige Frauen, die sich bewusst für eine Karriere in der Wissenschaft entscheiden. Eine Universität, die im nationalen wie internationalen Wettbewerb ihr Profil schärfen möchte, sollte bewusst attraktive Wege für Frauen in der Wissenschaft ermöglichen. Und Gleichstellung, ist viel mehr als die Kinderbetreuung an der Hochschule zu regeln. Dies ist ein wichtiger Teilaspekt, innovative Ideen sollten aber darüber hinaus gehen.

Und die Gleichbehandlung von Frauen fängt nicht abstrakt irgendwo an, sondern konkret bei uns, in unserem Alltag. Seien wir doch einmal ehrlich: Männer, die in ihrem Berufsalltag selbstbewusst sind, gelten als meist „durchsetzungsstark“, Frauen hingegen oft als „schwierig“.

Mich stimmt aber optimistisch, dass der Wettbewerb auch hier begonnen hat, der Wettbewerb um „schwierige“ Frauen, um hervorragende Studentinnen, Doktorandinnen, Wissenschaftlerinnen. Und die DFG wird zukünftig stärker wahrnehmen, in der Exzellenzinitiative, bei der Beantragung von Sonderforschungsbereichen und oder von Graduiertenkollegs, wer hier erfolgreich sein konnte.

Die DFG wird in den nächsten Monaten von einer hochrangigen Expertengruppe aus Wissenschaft und Wissenschaftsmanagement forschungsorientierte Gleichstellungsstandards erarbeiten lassen und diese in ihren Gremien beraten und beschließen. Den Universitäten und Forschungseinrichtungen wird dann etwa drei Jahre Zeit geben, diese Standards zu erreichen. Danach wird dann aber – wie bei den Regeln guter wissenschaftlicher Praxis – eine Förderung nur noch möglich sein, wenn diese Standards erfüllt sind oder in absehbarer Zeit erfüllt werden.

### **Drittmittelkarriere**

Meine Damen und Herren, ich möchte noch zu eine weiteren Variante des Wettbewerbs in der Wissenschaft kommen.

Wenn wir jungen Leuten in der Wissenschaft Türen öffnen, müssen wir sie auch für spätere Lebens- und Laufbahnphasen offen halten. Absurd ist es, wenn eine vielversprechende Karriere wegen mangelnder Perspektiven endet. Die deutliche Reduzierung von Wissenschaftlerstellen an den Universitäten sorgt dafür, dass viele exzellente Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen an einem Punkt die Karriereleiter verlassen müssen, weil gerade keine Stelle in ihrem Fach frei ist. Daher meine ich, wir brauchen den Karriereweg neben der Professur. Das neue Wissenschaftszeitvertragsgesetz erlaubt eine fortgesetzte Drittmittelbeschäftigung und damit, dass ein Wissenschaftler, eine Wissenschaftlerin sich ihre Karriere selbst finanziert – in DFG-Projekten.

Im letzten Hauptausschuss der DFG wurde eine wesentliche Änderung zu den Förderprogrammen beschlossen. Bei der „Eigenen Stelle“, bisher ein Programm der Nachwuchsförderung, wurde die 6-Jahresfrist nach der Promotion aufgehoben. Das bedeutet, dass sie nun von jedem Wissenschaftler und jeder Wissenschaftlerin beantragt werden kann. Damit wird es nun möglich, sich eine Forschungskarriere neben der Professur selbst zu finanzieren.

Kritikern, die die Nase rümpfen und abfällig über die sogenannten Drittmittel-Karrieren sprechen, halte ich entgegen: Wer sich alle zwei bis drei Jahre neu um Fördermittel bemühen muss, der stellt seine Forschung immer wieder auf den Prüfstand. Dies sind die Wissenschaftler, die sich in der harten Konkurrenz um Fördermittel behaupten. Eine Karriere neben der Professur, die auf Drittmitteln basiert, muss also auf herausragenden Ideen, auf exzellenter Forschung fußen. Gerade das erweiterte Förderinstrument der Eigenen Stelle sichert also eine hohe Qualität der Forschung, weil diese immer wieder unter Beweis gestellt werden muss. Das ist Wissenschaft im Wettbewerb!

### **Schluss**

Schließlich, meine Damen und Herren, Wissenschaft im Wettbewerb - was heißt das eigentlich für die Deutsche Forschungsgemeinschaft? Sie ist ja einerseits zunächst die Selbstorganisation der deutschen Forschung, Gemeinschaft der Forschenden und wir alle können sagen: „Wir sind die DFG!“ Sie ist dann andererseits Forschungsförderer und organisiert den Wettbewerb.

Aber sie steht auch selbst im Wettbewerb. Zunächst mit anderen, nationalen und internationalen Förderern - man denke nur zukünftig an den neuen European Research Council. Doch vor allem konkurriert sie mit der Nicht-Inanspruchnahme. Und das heißt, letztlich kann jede Förderorganisation nur so gut sein, wie die Antragsteller es sind, die zu ihr kommen.

Schlussendlich geht es also um Sie, meine Damen und Herren, um die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und es geht um den Wettbewerb, Ihnen die besten Voraussetzungen für Ihre Forschungsarbeiten zu geben. Und diesen Wettbewerb, den wollen wir, den will die DFG gewinnen.

Meine Damen und Herren, wie auch immer der Professor und der liebe Herr Kollege in die Welt gekommen sein mag, erst durch beide wurde Wissenschaft lebendig. Herzlichen Dank!